

Die wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung der Stadt Schwäbisch Gmünd

Von Kurt Seidel

Wirtschaftsgeschichte von Schwäbisch Gmünd ist genau genommen die Geschichte des Gemeinwesens schlechthin, denn schon von Anfang an sind wirtschaftliche Dinge mit den geschichtlichen Gegebenheiten auf das engste verwoben. Als im 8. Jahrhundert in einer Schenkungsurkunde des Klosters St. Denis bei Paris zusammen mit Eßlingen und Herbrechtingen auch der Eintrag „Gamundias cum appendiciis suis“¹ erscheint, dürfen wir mit Sicherheit schon das Bestehen einer kleinen Niederlassung annehmen. Die Ansiedlung um eine geistliche Zelle dürfte bald mit Marktgerechtigkeit bedacht worden sein. Da das Tal zu jener Zeit noch weitgehend versumpft war, wurde für die junge Siedlung der hochwasserfreie Schuttkegel des aus Richtung Alb kommenden Tierbaches als günstige Siedlungsfläche ausgewählt. Der älteste Kern fand sich in leicht erhöhter Lage, die vor allem auch einen wirksamen Schutz gegen die Hochwassergefahren der nahen Rems bot.

Als Heinrich IV. 1079 Friedrich von Büren die Würde des Herzogs von Schwaben verlieh, rückte die Gegend des alten staufischen Hausgutes in den Vordergrund der Geschichte. Dieser Friedrich gründete 1102 im nahen Lorch ein Benediktinerkloster und bestimmte es zur Grablege seines Geschlechtes. Bekanntlich legten die Staufer Wert darauf, bedeutende Markttorte zu Stützpunkten ihrer Macht auszubauen. Ein solcher Ort war auch das junge Gmünd. Diese Orte wurden befestigt und bildeten im Gegensatz zu den festen Sitzen auf den Höhenburgen wohlbewehrte Plätze im Flachland. Daß der Ort Gmünd bedeutend war, ergibt sich aus der Tatsache, daß etwa um 1162 dem Markt Stadtrecht verliehen wurde. Karl Weller² bezeichnet diesen Akt als den ersten Fall einer Stadtrechtsverleihung durch die Hohenstaufen in Schwaben. 1188 heißt es in einer Urkunde ausdrücklich „hii omnes Gimundin erant cives“, was die vorher aufgestellte Behauptung eindeutig bestätigt.

Unter wohlwollendem staufischem Schutze erblühte das Gemeinwesen. Der alte Siedlungskern wurde bald zu eng. Ein zweiter Mauerring wurde angelegt. Dieser umschloß nun auch die außerhalb der bisherigen sehr kleinen Siedlung liegenden Bauten, wie das stau-

fische Amtshaus an Stelle der späteren „Grät“ und die dem Kloster Lorch inkorporierte Kapelle St. Johann. Damals entstand auch die längliche Marktplatzanlage, welche sich entlang dem Tierbach entwickelte und im wesentlichen noch die Umrisse des heutigen Marktplatzes ausmacht³. In jener ersten Zeit der Blüte zog es auch den niederen Adel aus der Umgebung, wo er auf seinen Burgen saß, in die Stadt. Die damals zugewanderten Familien bauten sich im Schutze der sicheren Stadt feste Steinhäuser. Handwerker kamen und erlangten das Bürgerrecht. Anfänglich übten die Geschlechter das Regiment aus, während die gewöhnlichen Bürger einem Handwerk nachgingen oder Kriegsdienst leisteten.

Aus jenen Tagen stammte auch die „Freie Pürsch“. Sie war ein stolzes Privilegium, das die Ausübung der Jagd in einem verhältnismäßig großen Raum gestattete. Er reichte vom Hohenstaufen bis zu den Tälern von Kocher und Lein und bis vor die Tore von Aalen. Bis 1802 blieb dieses Vorrecht der Gmünder unangetastet.

Verwaltet wurde die Stadt durch einen staufischen Reichsschultheißen, dessen anfängliche Bedeutung aber immer mehr sank. Ein Recht nach dem anderen errang sich die Bürgerschaft, unter anderem auch das Schultheißenamt. Für jene Zeit bezeichnend sind die verschiedenen Ordensniederlassungen der Franziskaner, Dominikaner und Dominikanerinnen. Ähnliche Entwicklungen haben wir allerdings auch in anderen schwäbischen Städten.

Die Stadt wird allmählich der Mittelpunkt eines größeren Verwaltungsgebietes. Man kann die Bedeutung des Ortes in dieser Zeit dadurch ermessen, daß Gmünd 1241 doppelt soviel Reichssteuer zahlte als Ulm und weit mehr als Eßlingen. Das Hospital zum Heiligen Geist spielte in der weiteren Entwicklung eine nicht unbedeutende Rolle. Es erhielt allmählich reichlich Grund und Boden, darunter sogar einige Dörfer der Umgebung.

Nach dem Untergang der Hohenstaufen erlangte Gmünd die Reichsunmittelbarkeit. Auf der Höhe ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht stand die junge Reichsstadt um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Damals entstand als sichtbares Zeichen städtischen Bürgerstolzes die erste gotische Hallen-

kirche, das bekannte Parlermünster. Die Zeit höchster Entfaltung machte auch eine großzügige Stadterweiterung mit einem dritten Mauerring erforderlich. Die Vorstädte, die sich vor den einzelnen Toren gebildet hatten, mußten in das Verteidigungssystem einbezogen werden. Das Reichsstadtgebiet wurde im späten Mittelalter vergrößert und teilweise durch Gebietstausch abgerundet.

Die Zünfte bildeten den Zusammenschluß der Handwerkerschaft. Sie gelangten immer mehr zu Macht und Ansehen, nachdem sie die Geschlechter allmählich in den Hintergrund gedrängt hatten. Ihre eigentliche Aufgabe lag auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Diese standesmäßigen Verbände waren maßgebend für eine strenge Auswahl und Förderung, für Lohnfragen, Warenabsatz und nicht zuletzt für den Schutz der abgesetzten Erzeugnisse durch entsprechende Gütezeichen. Das Einhorn, das Gmünder Wappentier, kennzeichnete die Gmünder Erzeugnisse. Bedeutend waren lange Zeit im Mittelalter die Gmünder Sensenschmiede, deren hochwertige Erzeugnisse weit abgesetzt wurden. Sehr früh schon wissen wir von den Paternostermachern, den Gold- und Silberschmieden. In der Folgezeit haben sich besonders diese Fachrichtungen gut entwickeln können. Nicht zuletzt beruhte die Blüte dieser Gewerbe darin, daß die zahlreichen kirchlichen Niederlassungen als gute und ständige Abnehmer vorhanden waren.

Das beginnende 16. Jahrhundert mit seinen inneren Spannungen unterbrach diese günstige Entwicklung. Die Wirkungen der Reformation machten sich auch hier bemerkbar. Den Stadtklöstern wurde durch die Unruhen und Plünderungen an Ostern 1525 übel mitgespielt. Die Bevölkerung von Gmünd blieb nach mancherlei schweren Auseinandersetzungen bei der alten Lehre, vor allem aber deshalb, weil der neuen Glaubensrichtung eine entsprechende Persönlichkeit fehlte, wie das an anderen Orten oft der Fall war. Interessant ist aber trotzdem die Feststellung, daß die Ahnfrau aller Luthernachkommen, Anna Warbeck, die Tochter eines Gmünder Bürgers, war. Sie hatte sich mit Luthers Sohn Paul verheiratet⁴.

Der Einfluß der Zünfte, die in den Wirren der Reformationszeit den neuen Ideen besonders zugetan waren, wurde durch die einschneidende Verfassungsänderung des kaiserlichen Kommissärs Haas im Jahre 1552 stark eingedämmt. Schwere Einbußen wirtschaftlicher Art brachte der Stadt der Dreißigjährige Krieg. Auch die Folgezeit brachte keine merklichen Besserungen. Wenige Familien hatten maßgebliche Stellen im Stadtreghment inne.

Eine letzte Blütezeit war der Reichsstadt aber den-

noch beschieden. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Zeit der Französischen Revolution kam noch einmal eine Zeit, die auch städtebaulich ihre sichtbaren Spuren hinterließ. Durch die Tatkraft einiger weniger Männer, an ihrer Spitze Franz Achilles Stahl, lebten noch einmal Handel und Gewerbe auf. Johann Michael Keller aus Neckarsulm, aus den Diensten des Deutschordens kommend, war fast vier Jahrzehnte lang der bauliche Gestalter, der die verschiedenen Wünsche des reichsstädtischen Patriziates nach Um- und Neubauten befriedigte, der aber auch eine Reihe kirchlicher Gebäude im Zusammenwirken mit anderen Meistern der Stukkatur und Malerei in das moderne Zeitgewand des Rokoko kleidete. Der Marktplatz bekam unter seiner baulichen Regie sein heiteres Gesicht, das eine behagliche bürgerliche Wärme ausstrahlt. Das Glanzstück aus jener Zeit bildet aber ohne Zweifel der liebevolle Lustgarten vor dem Unteren Tor. Der inzwischen geadelte Handelsmann Achilles Stahl ließ ihn um 1780 erstellen, mit Fontänen, Orangerien und einem hübschen Lusthaus schmücken. Das war gleichzeitig auch der Höhepunkt der Macht. Um 1759 zählte man in der Stadt über 250 Goldschmiede. Besonders hart war der Schlag, den das einheimische Kunstgewerbe durch die Auswanderung von nicht weniger als 110 Goldschmiedsfamilien traf, die in den Jahren 1739/40 und 1785/86 in die Reichshauptstadt Wien und nach Budapest auswanderten. Dort gründeten sie sich neue Existenzen und wurden so zu Konkurrenten ihrer alten Heimat⁵. Die Reichsunmittelbarkeit war das letzte, was die inzwischen sehr verschuldete Reichsstadt noch besaß, als sie sich politischer Macht beugen mußte. Der Friede von Lunéville hatte dem Rheinbundfürsten Friedrich von Württemberg unter anderem auch das Gebiet der Stadt Schwäbisch Gmünd zugesprochen. Das war ein harter Schlag, zumal die Besitzergreifung durch Württemberg brüsk und ohne jegliches Einfühlungsvermögen vorgenommen wurde. Aus den stolzen Reichsstädtern waren herzogliche Untertanen geworden. Wenngleich der Schmerz über das Verlorene groß war, so war damit doch der Weg zu einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung bereits angebahnt. In jahrhundertealter Tradition, gefestigt durch orthodoxe Zunftvorschriften, konnte sich das Gmünder Kunsthandwerk zu einer Größe entwickeln, die die Gmünder Goldschmiede mit an die erste Stelle in Deutschland rückte. Das auf dem Verlagsystem aufgebaute Gewerbe zählte um 1803 285 selbständige Meister. Die napoleonischen Kriege hatten eine allgemeine wirtschaftliche Lähmung ausgelöst. Daß dem darniederliegenden Gewerbe geholfen

werden mußte, hat ein weitsichtiger Gmünder Handelsmann in jener Zeit, Johann Chrysostomus Mayer, klar erkannt. In seiner Schrift „Ideen über den Verfall des Handels und der Fabrikation von Gmünd im Jahre 1818 und die mögliche Verbesserung derselben“ verfocht er eine weitgehende Rationalisierung und Industrialisierung. Wenn auch seine „Ideen“ zunächst nicht immer die nötige Gegenliebe fanden, so waren sie doch richtig. Er sah mit scharfem Blick das Festhalten an den alten zunftmäßigen Überlieferungen. Er forderte offen die Anschaffung von Maschinen, den Bau von Fabriken und das Beiziehen fähiger auswärtiger Künstler, um die Formensprache zu bereichern. Er schreibt: „So traurig die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine in ihren Folgen für die Volksklasse ist, die sich bisher von dieser Arbeit nährte, so wenig ist gegen dieses Fortschreiten des menschlichen Geistes zu sagen, so wenig ist es möglich, hier Zwang anzulegen oder ihn zu unterdrücken“⁶.

Die in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts noch schwach entwickelte Edelmetallindustrie wurde in den 30er Jahren durch die Gründung einiger teils heute noch blühender Firmen der Silberwarenfabrikation bedeutend bereichert. Diesen gesellten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Unternehmungen, auch solche der Goldwarenherstellung, zu. 1870 waren im Edelmetallgewerbe, das trotz der weitgehenden Industrialisierungsmaßnahmen seinen handwerklichen Grundcharakter immer noch nicht verleugnen konnte, etwa 2000 Personen beschäftigt. Die weitere Entwicklung machte Schwäbisch Gmünd bald zum ersten Platz der Silberwarenerzeugung in Deutschland. Viele Betriebe der Goldwaren- und Unedelmetallverarbeitung kamen dazu. Besonders schwer hatte die Gmünder Wirtschaft der erste Weltkrieg getroffen. Wertvolle Absatzmärkte gingen verloren, und der in der Nachkriegszeit einsetzende Nachholbedarf war zunächst auf die wichtigeren Konsumgüter gerichtet. Wenn auch zwischendurch eine kleine Belebung eintrat, so wurde diese durch die verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise jäh unterbrochen. Hier mußte ein Standort mit derart einseitiger Wirtschaftsstruktur sich besonders anfällig zeigen. 1934 kam die Erklärung zum „Notstandsgebiet“. Erst langsam gesundete die Gmünder Hauptindustrie. Staatliche Förderungsmaßnahmen brachten weitere Produktionszweige vor allem der Metallindustrie an den krisengefährdeten Standort. Auf jeden Fall wurde die bisherige strukturelle Einseitigkeit beseitigt. Während dieser Bemühungen kam der zweite Weltkrieg. Die Entwicklung in der Zeit nach den schweren

Krisenjahren hat gezeigt, wie notwendig eine Belebung und Mischung der Wirtschaftsstruktur war. Die Stadt Schwäbisch Gmünd hatte das große Glück, den langen Krieg ohne direkte Schäden zu überstehen. Die Zeit nach 1945 war eine Zeit schwerster Not. Sie wurde noch verstärkt durch die Einweisung der Heimatvertriebenen, die hauptsächlich ab 1946 einsetzte. Schwäbisch Gmünd wurde die neue Heimat für viele Vertriebenengruppen, insbesondere Heimatvertriebener aus dem Gebiet der Tschechoslowakei. Mochte damals manchem alteingesessenen Bürger das Hereinströmen so vieler Menschen als eine Last erschienen sein, so zeigte sich doch auch bald, daß die Stadt daraus neues Blut bekam. Vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht konnte sich das nach 1948 zeigen. Die Gablonzer Industrie fand hier in Schwäbisch Gmünd ihren zweitgrößten Standort im Bundesgebiet nach Neugablonz bei Kaufbeuren. Heute wäre die Gmünder Wirtschaft ohne diese Bereicherung nicht mehr zu denken. Auch verschiedene andere Gruppen haben hier wieder Wurzeln geschlagen.

Daß diese Belastung einer Stadt in den Nachkriegsjahren große Aufgaben stellte, ist offensichtlich. Die Wohnungsnot mußte beseitigt, den neuangesiedelten Unternehmungen neues Betriebsgelände besorgt werden. Die Bevölkerung ist von rund 20 000 Personen vor dem Krieg auf 40 000 gestiegen. Die Stadt ist gewachsen und hat ihren alten Kern im Tale längst gesprengt. Diese Feststellung kommt in einer Untersuchung des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen zum Ausdruck: „Es gehört zum Bild der westdeutschen Stadt, daß sie von neuen Siedlungen umgeben ist. Zahl und Größe der Neusiedlungen sind durch die Arbeitsmöglichkeiten bestimmt, welche die Stadt bietet, durch ihre Verkehrslage, oder auch durch die Industrien, welche in und mit den Siedlungen entstanden. Selten schließen sich so viele neue Wohn- und Arbeitsgebiete so dicht um die alte Stadt, wie es in Schwäbisch Gmünd der Fall ist.“⁷.

¹ Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 1, 1849, S. 18. –

² Karl Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1938, S. 305. – ³ Max Schneider, Die Wandlung des Gmünder Altstadtbildes, in „Einhorn“, 1954, Nr. 5/Juni 1954, S. 160. – ⁴ Albert Deibele, Luthers und Melancthons verwandtschaftliche Beziehungen zu Gmünd, in „Einhorn“, 40/April 1960, Schwäbisch Gmünd 1960, S. 81. – ⁵ Walter Klein, 600 Jahre Gmünder Goldschmiedekunst, 1947, S. 42 ff. – ⁶ Johann Chrysostomus Mayer, Ideen über den Verfall des Handels und der Fabrikation von Gmünd im Jahre 1818 und die mögliche Verbesserung derselben. Gmünd 1818, S. 12. – ⁷ Hermann Bausinger, Markus Braun, Herbert Schwedt, Neue Siedlungen, Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen, 1959, S. 44.